

Oliver Stens und Guido Schwitter

Seelsorge an Leib und Seele

Das Aidspfarramt Zürich

HIV und AIDS haben mit gesellschaftlichen Tabuthemen wie Sexualität, Drogen und Tod zu tun. Diese Themen werden häufig verdrängt – nicht zuletzt, weil sie als moralisch verwerflich erscheinen bzw. bedrohlich wirken. Nicht selten werden auch Menschen mit HIV und AIDS von ihren Angehörigen, Freunden und Bekannten als bedrohlich oder verwerflich wahrgenommen.

- Menschen, die für bzw. in der Kirche arbeiten und HIV-positive und aidsranke Menschen begleiten, von denen auch viele ihre Homosexualität leben – wie passt das zusammen? Dass das kein Problem sein muss, zeigt sich seit 1987, dem Jahr, in dem zunächst die Evangelisch-Reformierte Landeskirche des Kantons Zürich und ab 1990 auch die Römisch-Katholische Kirche begannen, sich mit der Gründung des Aidspfarramtes Zürich im AIDS-Bereich zu engagieren. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der beiden Kirchen fühlen sich darum herausgefordert, den gesellschaftlichen und den stellenweise immer noch vorhandenen kirchlichen Ausgrenzungstendenzen Zeichen spürbarer Solidarität entgegenzusetzen. Dies insbesondere in einer Lebenssituation, in der die Folgen einer HIV-Infektion dem Leben deutliche Grenzen setzen. Denn

nach wie vor gibt es kein Heilmittel, nur eine Verzögerung des Krankheitsverlaufs. Eine HIV-Infektion führt zwar heute – dank moderner medizinischer Möglichkeiten – nicht mehr linear zum Tod, trotzdem löst die Diagnose »HIV-positiv« oftmals Verzweiflung, Ausgrenzung, Diskriminierung und Einsamkeit aus. Darüber hinaus hat eine HIV-Therapie noch ihr eigenen Problematiken (Verträglichkeit, Resistenzen, Nebenwirkungen). Viele Betroffene leiden nicht nur physisch, sondern auch emotional und spirituell.

HIV und AIDS stellen nach wie vor brennende und herausfordernde Probleme dar. Wie stellt sich die Kirche der Situation vor Ort? Oliver Stens hat den katholischen Seelsorger des Aidspfarramtes Zürich, Guido Schwitter, zu diesem Thema interviewt.

Aidsseelsorge damals und heute

- *Oliver Stens: Herr Schwitter, wie gestaltet sich heute Aidsseelsorge im Vergleich zu damals, was sind die Schwerpunkte von heute, und was waren die Schwerpunkte von damals?*

Guido Schwitter: Unsere Arbeit hat sich, seitdem HIV therapierbar wurde, sehr stark verändert. Bis 1996, als es noch keine wirksamen

Medikamente gegen HIV gab, konzentrierte sich unsere Arbeit mehrheitlich auf die Sterbebegleitung. Von uns Seelsorgerinnen und Seelsorgern des Aidspfarramtes Zürich wurden vor 1996 im Durchschnitt 60 Männer und Frauen bis zu ihrem Tod begleitet. Heute sind es, dank der Medikamente, deutlich weniger. Im letzten Jahr waren es beispielsweise 14 Personen. Es ist also offenkundig, dass die Sterberate durch die wirksamen HIV-Therapien deutlich zurückgegangen ist. Das hat auch Einfluss auf unsere konkrete Arbeit: Sie ist heutzutage einerseits vielfältiger, andererseits aber auch schwieriger geworden; denn sie ist chronisch geworden – also nicht nur für die Betroffenen. Auch unsere Arbeit in der Begleitung und unsere Hilfsangebote sind chronisch geworden. HIV-Infizierte können heute wesentlich länger leben. Sie werden aber auch wesentlich länger mit ihrem Schicksal konfrontiert, den unvermeidlichen Nebenwirkungen, die eine HIV-Therapie mit sich bringt und ihren ungewissen Langzeitnebenwirkungen. Vereinsamung, Depressionen und ein seelisches, soziales und finanzielles Burnout sind nicht selten die Folge. Während früher die Kranken mit der Frage

»Sinn-, Lebens-
und Schuldfragen«

beschäftigt waren: »Was ist für mich noch zu tun, bis ich sterbe?«, wird heute vor allem die Frage gestellt: »Was für einen Sinn hat mein Leben, und welche Zukunftsperspektiven habe ich?« Neben den Sinn- und Lebensfragen wird aber auch – und das ist ein wichtiger Aspekt – die Frage nach der Schuld gestellt. Ich versuche das einmal so zu erklären: Wenn ein neuer Klient zu uns ins Pfarramt kommt und mit mir redet, dann stellt sich mir fast automatisch die Frage: »Wie hat dieser Mensch sich infiziert?« Die Frage stelle ich mir bei keinem anderen Menschen. An-

dersherum weiß jeder HIV-Positive, wenn er sich jemandem anvertraut, dass sich solche oder ähnliche Fragen im Hinterkopf seines Gegenübers abspielen: »Ist der wohl schwul? Ist das ein Sex-Tourist? Hat der mal Drogen genommen?« Solche Fragen können sehr leicht in Fragen nach der Schuld umschlagen. Und das ist – so meine ich – auch der Grund, warum es auch heute noch ein Aidspfarramt gibt und kein Krebs-Pfarramt oder MS-Pfarramt.

Oliver Stens: Ganz konkret: Was kann das Aidspfarramt Zürich HIV-Infizierten und Aidskranken bieten?

Guido Schwitter: Von der HIV-Ärzeschaft des Unispitals und den spezialisierten Arztpraxen hier in Zürich werden HIV-positive Menschen ermutigt, die Seelsorge und Beratung des Aidspfarramtes in Anspruch zu nehmen. Daher ist eine Zusammenarbeit mit der Ärzteschaft unablässig. Im letzten Jahr haben wieder 65 Menschen zum ersten Mal das Pfarramt aufgesucht. Beratung und Begleitung werden insbesondere dann in Anspruch genommen, wenn es eine Überlagerung von verschiedenen Problemen gibt, oder wenn sich Menschen in einer Krise befinden. Einige Beispiele: Menschen, die krankheitsbedingt nicht mehr im Arbeitsleben integriert sind, suchen verzweifelt nach einer sinnvollen Aufgabe, nach einer Tagesstruktur, konkret nach einer Teilzeitbeschäftigung. Versicherungsfragen überfordern, und der eine oder andere Betroffene ist über seine Rechte und Möglichkeiten gar nicht informiert. In solchen Fragen kann beispielsweise unsere Sozialarbeiterin helfen. Wir bieten auch gemeinschaftsstiftende Projekte an: einen Besinnungskurs, Frauengruppe, Männergruppe, Elterngruppe, eine Ferienwoche oder gemeinsame Mittagessen. Letztlich sind das alles Angebote, die den Kontakt, den Austausch und die Solidarität unter den Betroffenen fördern sollen.

Oliver Stens: Und in der Einzelseelsorge: Welche Themen und Probleme sind dort zentral?

Guido Schwitter: In den Einzelgesprächen kommen z.B. die Sehnsucht nach einem Lebenspartner oder die Schwierigkeit, in einer Partnerschaft mit Sexualität umzugehen, zur Sprache. Finanzielle Probleme, Scham, Sucht und Schuldgefühle sind weitere Fragen, die Betroffene quälen. Und es kommt auch immer wieder vor, dass jemand seine letzten Dinge besprechen will; mit anderen Worten: Sterben und Tod sind nach wie vor Thema. Das Aidspfarramt Zürich hat aber neben den Seelsorgenden auch einen Körperarbeiter angestellt. Das hat einen Grund: Seelsorge soll auch leibhaftig sein. Entstanden ist diese Idee in der Anfangszeit der Epidemie, als Aidskranke wie Aussätzige behandelt wurden. Damals dachten viele, dass man sich durch einfache Berührungen, durch ein normales »In-den-Arm-Nehmen« anstecken könne. Der Mensch braucht aber Berührung! Viele haben durch ihren HIV-Infekt ein gestörtes Verhältnis zu ihrem eigenen Körper bzw. ein irritiertes Körpergefühl.

»Der Mensch braucht Berührung!«

Das Massageangebot des Aidspfarramtes kann in diesem Fall helfen. Ferner wird es auch von Menschen wahrgenommen, die sonst keine Verbindung zur Kirche haben. Manchmal ist es der erste Schritt, sich mit der eigenen Diagnose und Krankheit auseinanderzusetzen. Im begleitenden Gespräch kommt nicht nur die körperliche Befindlichkeit zur Sprache, sondern auch die Lebenssituation. Nicht selten wächst dadurch mit der Zeit der Wunsch, auch andere HIV-Positive kennenzulernen und weitere Kontakte mit der »Klienten-Gemeinde« des Aidspfarramtes zu suchen, zum Beispiel einen Kurs zu belegen oder an einem Mittagessen teilzunehmen. Daneben

haben wir glücklicherweise auch eine Spendenkasse, die es uns erlaubt, dass wir ganz unmittelbar und unbürokratisch Menschen, die durch ihre Krankheit in finanzielle Not geraten sind, unterstützen zu können.

AIDS als Zeichen der Zeit

● *Oliver Stens: Eigentlich sollte es kein Aidspfarramt geben müssen. Normalerweise sollten ja die Kirchgemeinden ihre Leute und ihre Kranken kennen und sie begleiten. Warum funktioniert das im Zusammenhang mit dem Thema AIDS nicht so ohne weiteres?*

Guido Schwitter: Das hat damit zu tun, dass viele Betroffene den Zugang zu unseren bürgerlichen Kirchgemeinden nicht finden. Ein Drogenabhängiger beispielsweise kann nur sehr schwer den Zugang zum normalen Pfarreileben finden, weil er sofort merkt, dass sich dort eine ganz andere, für ihn fremde Lebenskultur trifft. Nicht zu vergessen sind viele homosexuelle Menschen, die sich von unseren Kirchen vor den Kopf gestoßen fühlen und aus der Kirche ausgetreten sind. Solche Menschen finden eher den Weg zum Aidspfarramt Zürich, weil sie hier so etwas wie einen geschützten Raum erfahren. Hier können sie über ihre Sorgen, Nöte und Probleme sprechen, hier treffen sie Menschen, die ein offenes Ohr für sie haben, die nicht über sie urteilen oder sie gar verurteilen, die keine Berührungsängste haben und diskret sind. HIV und AIDS sind Zeichen der Zeit, die uns als Kirche aufrufen, zu sehen und zu verstehen und nicht aufgrund eines Ideales, was man durchaus haben darf und sollte, anderen Menschen, die möglicherweise dieses Ideal nicht so ohne weiteres leben können oder leben wollen, Schuld zuzusprechen. Ich habe es jahrelang direkt miterlebt: Durch die offizielle katholische Sexualmoral –

mit dem Verbot, dass Schwule ihre Sexualität auch leben dürfen – fühlen sich Abertausende von Schwulen ausgegrenzt und tief verletzt. Das ist ein Fakt. Für viele Menschen steht in diesem Zusammenhang das Ideal der Kirche in einer unerträglichen Spannung zur Realität und zum Menschenrecht der (homo-)sexuellen Lebensfreude.

Oliver Stens: Was können Aidskranke der Kirche bieten? Was kann die Kirche vielleicht von den Aidskranken lernen?

Guido Schwitter: Wie schon erwähnt, HIV und AIDS hat mit mehreren gesellschaftlichen Tabuthemen gleichzeitig zu tun: Sexualität, Drogenkonsum, Krankheit, (i.d.R. junges) Sterben und Tod. Die Aidskranken können uns allen – auch der Kirche selbstverständlich – den Spiegel der eigenen Tabus vor Augen halten und fordern uns heraus zu überlegen, wie wir in den eigenen Reihen mit Sexualität, Sucht und Tod umgehen.

Oliver Stens: Inwiefern werden christliche Kernwerte in der Aidsseelsorge verwirklicht?

Guido Schwitter: Stichwort: Solidarität. Solidarität gegenüber Menschen, die ausgestoßen, die marginalisiert werden. Am Beispiel Jesu orientiert, ist Diakonie für mich, dass ich mich mit gerade diesen Menschen solidarisiere. Ich bin davon überzeugt, dass dies ein wesentlicher, sogar der wesentlichste christlich-diakonische Kernwert ist, der hier im Aidspfarramt Zürich verwirklicht wird. Und ich bin auch froh, dass ich das hier leben kann; das hat mich auch die letzten 15 Jahre motiviert, hier als Seelsorger zu wirken und auch zu bleiben.

Oliver Stens: Eine letzte Frage: Wie sieht Aidsseelsorge von morgen aus?

Guido Schwitter: Auf der institutionellen Ebene finde ich es sehr schwierig, diese Frage zu beantworten. Seit 1987 gibt es ein Aidspfarramt in Genf. Seit Ende August 2005 gibt es dieses Pfarramt aus finanziellen Gründen nicht mehr,

obwohl die dort tätige reformierte Pfarrerin sehr viel Arbeit hätte. Auch in der Zürcher Kirche wird manchmal die Frage gestellt, ob es denn überhaupt noch ein Aidspfarramt braucht. Tatsache ist jedoch, dass wir kontinuierlich eine Zunahme von Klientinnen und Klienten zu verzeichnen haben. Unsere künftigen inhaltlichen Aufgaben werden wohl sehr stark davon abhängen, wie sich die Epidemie bei uns weiterentwickelt, aber auch, ob und welche Fortschritte sich in Forschung und Therapie ergeben werden: Sie wirken sich direkt auf die Situation der Betroffenen aus.

Kirche als Zufluchtsort

- Die durch HIV und AIDS aufgeworfenen Probleme sind sehr komplex. Einerseits handelt es sich bei HIV um ein Virus und bei AIDS um die medizinischen Folgen einer Infektion; andererseits sind die damit verbundenen Schwierigkeiten – auch und vor allem im Zusammenhang einer HIV-Therapie – keineswegs nur medizinischer oder klinischer Art; sie wirken sich insbesondere auf die psycho-soziale Situation der Betroffenen aus. Es ist daher wichtig, dass sich die Kirche – konkret ihre Mitglieder und Verantwortlichen in die Lage versetzen, auf der Grundlage der heute verfügbaren Informationen mutig zu handeln. Dabei sollte sich ihre Initiative an den wirklichen Bedürfnissen der Betroffenen orientieren und an die jeweilige Situation vor Ort angepasst sein. Aber Taten setzen zunächst einmal die Offenheit voraus, sich den von HIV und AIDS aufgeworfenen komplexen und herausfordernden Fragen zu stellen, sie zu diskutieren und zu verstehen. Letztlich hängt die Authentizität der Kirche von ihrem Tun ab; denn sie wird mit Menschen konfrontiert, die nicht einfach nur Mitleid suchen. Die Kirche ist dazu

aufgerufen, heilsame Gemeinschaften zu bilden; dies kann sie jedoch nur, wenn sie Zufluchtsorte anbietet, das heißt, sichere Orte. Um heilsam zu wirken, benötigen suchende und leidende Menschen einen Ort, an dem sie sich wohl fühlen und sich selber mitteilen – ihren Schmerz miteinander teilen – können. Die Schaffung von sicheren Orten, an denen die unterschiedlichen Lebens- und Leidensgeschichten Raum und Zeit in Anspruch nehmen dürfen, ist daher ein praktischer Schritt, durch den die Kirche ihren heil-

enden und therapeutischen Auftrag verwirklicht (Orthopraxia). Heilsames, helfendes Handeln ist allerdings nur dann möglich, wenn sich der Mensch in einer Atmosphäre der Annahme, der Liebe und der (be-)ständigen Teilnahme mitteilen darf. Es bleibt daher zu hoffen, dass sich die Kirche, konkret Pfarreien, kirchliche Institutionen, interessierte und engagierte ChristInnen (weiterhin) um HIV-positive und aidskranke Menschen kümmert und sie in ihrer Lebens- und Leidenswirklichkeit nicht allein lässt.

In ihrem öffentlichen Einsatz für den Erhalt des Sozialstaates setzt sich die KAB für die ordnungspolitischen Prinzipien ein, die – maßgeblich beeinflusst durch die Soziallehre der Kirche – in unserem Gemeinwesen ihren Niederschlag gefunden haben und heute zur Disposition gestellt werden. Am Ort und vor Ort sind KAB-Gemeinschaften im Leben der Menschen »dabei«. Sie überwinden die menschliche Isolierung und Ohnmacht durch gemeinsame Aktion. Arbeitsloseninitiativen und -projekte geben den Arbeitssuchenden Orte des Austausches, des selbstbestimmten politischen Handelns, aber auch des gemeinsamen solidarischen Engagements für die Anderen, für Menschen, die ebenfalls durch Arbeitslosigkeit zu Ausgegrenzten gemacht werden. Die KAB will Stimme sein für diese »Menschen ohne Erwartungen« (Sozialwort Ziff. 53). In einer sich weiter spaltenden Gesellschaft kommt der »politischen Diakonie« der KAB der zentrale Stellenwert im Dienst an den Menschen und der Gesellschaft zu. Die internationale Arbeit der KAB setzt sich mit Partnern in allen Teilen der Welt dafür ein, dass »der Globalisierung des Profits und des Elends eine Globalisierung der Solidarität« (Johannes Paul II.) entgegengehalten wird. (...)

Wo die KAB handelt, handelt Kirche. In der KAB leben Menschen unmittelbar Kirche. Auch in Zukunft wird christliche Gemeinde sehr stark von erfahrbaren und gelungenen Beziehungen, von dem »Zur-Sprache-Bringen« alltäglicher Ungerechtigkeits Erfahrungen, Ängsten und Nöten und der bedingungslosen Hoffnungszusage der befreienden christlichen Botschaft her gelebt. Die KAB ist Teil der Kirche, Teil der jeweiligen Gemeinde vor Ort. Sie ist zugleich Kirche selbst, in der das Volk Gottes die entscheidenden Weichen stellt auf der Suche nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit. Im Vertrauen, dass uns »alles andere dazu gegeben wird« (Mt 6,33) geht die KAB diesen Weg in guter Kooperation aller Getauften mit ihren je eigenen Charismen. Durch die »politische Diakonie«, den »prophetischen Dienst« und das Gerechtigkeitshandeln der KAB macht sie die Kirche glaubwürdig in der Gesellschaft präsent. Als Stimme und Anwalt der Ausgegrenzten lässt sie diejenigen zu Wort kommen, die am Rande stehen, auch in den christlichen Gemeinden und in der Kirche selbst. Vom Evangelium her inspiriert, trägt sie damit zur Glaubwürdigkeit der Kirche bei. Aus: Kirchenpolitische Erklärung der KAB Deutschland